

„Womit habe ich das verdient? Was habe ich nur falsch gemacht?“

So fragen sich Menschen, über die eine Hiobsbotschaft hereinbricht.

„Was habe ich denn getan? Was habe ich eigentlich verbochen?“,

fragen nicht wenige, wenn sie von einer schweren Krankheit überrascht werden.

Sehr menschliche Fragen!

Wir wollen wissen, was der Grund für ein Übel ist. Wir wollen wissen, warum wir leiden.

Fast wie ein Reflex scheint es zu sein, daß wir uns Krankheit und Leid selbst zuschreiben.

Dahinter steckt schon in der Antike die Vorstellung: es muß einen Zusammenhang geben zwischen dem, was einer tut, und dem, wie es ihm damit ergeht:

Wer Gutes tut, dem widerfährt Gutes, wer Böses tut, den erwischt es...

Was lag näher, als diesen Zusammenhang der Vergeltung Gottes zuzuschreiben?

So geschah es nicht nur zur Zeit Jesu. Auch heute steckt uns das immer noch in den Knochen – und sei es bei so scheinbar unverfänglichen Redewendungen wie: „Kleine Sünden bestraft der liebe Gott sofort.“

Diese Vorstellung von der Vergeltungslehre bestimmt auch die Geschichte vom

Blindgeborenen. Was für eine Sünde muß dahinterstecken? Und – da er schon seit seiner Geburt blind ist – muß er vielleicht sogar für die Sünden seiner Eltern büßen?

Jesus weist diese Fragestellungen samt und sonders zurück. Und dreht die Fragerichtung um!

Nicht nach dem Woher des Leids sollen wir fragen, sondern nach dem Wozu.

Für Jesus ist nicht wichtig, warum der Blinde blind ist. Für ihn ist ausschlaggebend, daß sich an diesem Menschen die Gnade Gottes erweisen kann.

Auch der Wechsel der Fragestellung erklärt nicht Krankheit und Leid. Und legt auch keinen Sinn hinein. Aber er macht deutlich, daß auch der kranke Mensch nicht aus der Gnade Gottes herausgefallen ist.

Manchmal sagen mir das Menschen nach einer schweren Krankheit, die sie überstanden haben: „Im Nachhinein hat mich das weitergebracht. Ich habe gelernt, bewußt zu leben.“

Solche Zeugnisse lassen mich still werden. Ich kann vielleicht nicht einmal ahnen, was alles mit solchen Menschen geschehen ist, was für lange innere Wege sie gegangen sind – selbst wenn ich sie ein Stück darin begleitet habe.

Unserem blindgeborenen Mann in der Geschichte widerfährt allerdings nicht solche Wertschätzung. Er wird für seine Heilung heftig ins Kreuzfeuer genommen.

Er muß sich für seine Gesundung rechtfertigen, die nach damaliger Vorstellung tatsächlich nur als Wunderheilung vorstellbar war – oder eben überhaupt nicht.

Das Groteske: selbst die religiöse Obrigkeit bestreitet die Heilung nicht einmal. Aber sie kann in ihren Augen nicht sein, weil sie nicht sein darf. Weil da jemand die angebliche Gotteslästerung begangen hat, sich über das Sabbatgebot hinwegzusetzen. Und da kennt die Hierarchie bis heute nur einen Weg: Entwertung und Ausschluß! Der Blinde ist eben in Sünden geboren – und darum gehört er verstoßen.

Doch dieser paßt so gar nicht in ihr Schema. Mehr und mehr gewinnt er an Selbstbewußtsein. Ironisch und keck fragt er die Pharisäer: wollt auch ihr seine Jünger werden? Der Mann weiß von Jesus nichts, außer daß der ihn geheilt hat. Das ist für ihn ausschlaggebend. Nicht der Tag, nicht das Wie, sondern schlicht und ergreifend „Daß“.

Es ist bewegend, wie diesem Mann die Augen aufgehen. Zunächst nur körperlich. Doch zunehmend sieht er auch im übertragenen Sinn – und überführt die Menge um sich herum ihrer Doppelbödigkeit. Und: er verspürt den Wunsch, Jesus auf die Spur zu kommen. „Glaubst du an den Menschensohn?“ – „Wer ist das, Herr? Sag es mir, damit ich an ihn glaube.“ – Eine einfühlsame Beschreibung, wie ein Mensch auf dem Weg seiner Heilung zum Glauben findet – allen Unkenrufen zum Trotz.

Auch das höre ich immer wieder von Menschen nach einer Krankheit: „Ich habe mit Gott gehadert. Ich habe gezweifelt und geklagt. Aber ich habe mich durchgerungen. Und ich bin Gott von ganz neuem begegnet.“ Glaubenszeugnisse, vor denen ich hohen Respekt habe. Zeugnisse, die mir sagen, daß Menschen an den Grenzen des Lebens sensibel sind für Dinge, die wir vermeintlich Gesunden nicht wahrnehmen können. Wer sieht da – und wer ist blind? Bekenntnisse, die mir verdeutlichen, daß Gott auch in schweren Phasen und Lebensgeschichten heilend anwesend sein kann.

Gerade in der Rückschau auf lange Wege gehen uns manchmal dafür die Augen auf. Gott straft nicht, Gott hat keine Freude an unserem Leid. Er will uns Leben schenken und ruft uns, zu vertrauen.

Ob wir – wie der Sehendgewordene – Gott auf die Spur kommen können, damit wir an IHN glauben?